

Wende zur Skepsis

Liberaler Ideenverteidigung in der Krise der Zwischenkriegszeit

- 1 Siehe mit Blick auf die deutsche Soziologie Volker Kruse: «Geschichts- und Sozialphilosophie» oder «Wirklichkeitswissenschaft»? Die deutsche historische Soziologie und die logischen Kategorien René Königs und Max Webers, Frankfurt/M. 1999.

I. Strategien des Realismus

Wenn Theoretiker auf emphatische Weise die Wirklichkeit beschwören und für das eigene Denken das Gütesiegel des Realismus reklamieren, ist in aller Regel Vorsicht geboten. Der auf den ersten Blick so eindeutig scheinende Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus oder zwischen empirisch-pragmatisch geleiteter Verantwortungsethik und ideologisch begründeter Gesinnungsethik verliert häufig an Plausibilität, sobald man vermeintlich realistische Positionen auf ihre Überzeugungsgründe hin befragt und ihre Weltwahrnehmung genauer unter die Lupe nimmt. Denn natürlich steht auch selbsternannten Realisten nur die je eigene Perspektive auf die Wirklichkeit zur Verfügung; sie suchen allerdings nach methodischen Absicherungen, um ihren Zugriff auf die Realität präziser, verlässlicher und je nach Lage der Dinge problemangemessener erscheinen zu lassen. Insbesondere in der Soziologie, deren Forschungsgegenstand – die Gesellschaft – ohnehin kaum fassbar, stets im Wandel begriffen und von schwer durchschaubarer Komplexität, also niemals in befriedigender Weise kalkulierbar ist, mutet jeder Versuch, eine «Wirklichkeitswissenschaft» zu begründen, als rhetorischer Überbietungswettbewerb an. Im deutschen Kontext genügt ein Blick auf Protagonisten des Realismus wie Max Weber, Hans Freyer und Helmut Schelsky, die verschiedene Versionen einer «Wirklichkeitswissenschaft» angeboten haben. Je nachdem, ob die Historizität gesellschaftlicher Entwicklung oder die sozialwissenschaftliche Erfassung aktueller gesellschaftlicher Problemlagen als Gradmesser für die Wirklichkeitsnähe der Wissenschaft dient, liegen ganz gegensätzliche Zugänge zur jeweiligen Realität vor.¹

Ganz davon abgesehen, dass wohl kein Denker von sich behaupten würde, die Wirklichkeit zugunsten der Theoriebildung zu ignorieren, lässt jede Selbstverortung im Realismus – wenigstens in politischen, sozialphilosophischen und soziologischen Kontexten – immer eine polemische oder zumindest diskursabhängige Komponente erkennen. Es muss eine Gegenseite geben, konkurrierende Entwürfe, denen Wirklichkeitsfremdheit und weltferner Idealismus attestiert werden sollen. Die Betonung der eigenen Wirklichkeitsnähe und des Anspruchs, eine realistische Position zu vertreten, ist eigentlich nur als kritische Absetzbe-

wegung verständlich zu machen. Insofern signalisiert die Hinwendung zum Realismus einerseits eine Strategie im Kontext ideologischer Auseinandersetzungen; andererseits korrespondiert sie mit Erfahrungen, die die Hemmnisse bei dem Versuch, bestimmte hochfliegende Ideen zu verwirklichen, reflektieren. Der Erfahrungszuwachs wird zum Argument, künftige Probleme geläutert und pragmatisch – eben mit Realismus – anzugehen. Es gehört vielleicht nicht zum Wesen der Politik, aber doch zur Natur des politischen Alltagsgeschäfts, dass sich ursprünglich vertretene Prinzipien und Ideale an und in der Wirklichkeit abschleifen. Keinem Politiker, der lediglich auf Prinzipientreue und reine Lehre achtete, wäre Erfolg beschieden. Ebenso möchte man es eher als ein Qualitätsmerkmal intellektueller Anstrengungen verstehen, wenn bedeutende Denker in einem Lebenswerk ihre Theorien entwickeln, zu dem Modifikationen und Revisionen gehören. Doch kann gerade die intellektuelle Redlichkeit Inkohärenzen und unauflösbare Widersprüche produzieren, weil sie der faktischen Unübersichtlichkeit des gesellschaftlichen Lebens und den Grenzen der Erkenntnis ihren Tribut zu zollen hat.

Die politische Theorie orientiert sich dessen ungeachtet zuvörderst am Primat der logischen Kohärenz. Unter solchen Vorgaben kann sie praktische Vorgriffe beziehungsweise Wirklichkeitsanpassungen einer ideologischen Formation nachträglich erklären oder in Entwicklungen zu integrieren suchen. Sie kann auch die Notwendigkeit erkennen, überlebte Prinzipien zu verabschieden, um politische Richtungsänderungen vorzubereiten, aber sie tut dies mit Blick auf einen konsistenten Gesamtzusammenhang. Schließlich kann sie auch die Gestalt einer Antikritik annehmen, indem sie es sich zur Aufgabe macht, Theorie schlechthin zu bergwöhnen im Namen von Urteilskraft, Pragmatismus, Leidenschaft und Augenmaß (um einige beliebte Kerntugenden des Realismus anzuführen).²

Die relationale Komponente des Realismusbegriffs bedingt seine lagerübergreifende Verwendbarkeit. Steht es für den Konservatismus außer Frage, sich affirmativ auf eingespielte Verständigungsverhältnisse, auf die Tradition, auf bestehende Institutionen, auf Religion, Heimat und andere Bestände zu beziehen, so muss ein wie auch immer «realistisch» imprägnierter – d. h. in diesem

² Siehe zuletzt Raymond Geuss: *Philosophy and Real Politics*, Princeton 2008.

- 3 Ludwig August von Rochau: Grundsätze der Realpolitik. Angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands (1853/1869), hg. und eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1972.

Zusammenhang auf Machterhaltung zielender – Konservatismus gleichwohl stets die vorsichtige Anpassung an sozialen Wandel und an Verschiebungen im «Himmel der Werte» vornehmen. Für den Sozialismus lässt sich ein analoges Verhältnis zur Wirklichkeit erkennen: Zum einen meint der Historische Materialismus ein belastbares Modell zur Beschreibung sozialer Evolution entwickelt zu haben, beansprucht also für sich, die gesellschaftliche Wirklichkeit in ihrer Entwicklungsgesetzlichkeit theoretisch erfasst zu haben. Zum anderen sind immer wieder Revisionen notwendig, sollen unverhoffte Verzögerungen, Abweichungen und Zufälle im Geschichtsverlauf aufgefangen werden, um die politischen Handlungsoptionen dem überraschungsintensiven Weltlauf anzupassen. Den Hütern der reinen Lehre muss dieses Abrücken von hehren Überzeugungen und Prinzipien ein Dorn im Auge bleiben – und tatsächlich ziehen sich innerparteiliche Kämpfe zwischen Fundamentalisten und Realisten in idealtypischer Weise durch die Geschichte politischer Parteien konservativer wie sozialistisch-progressiver Provenienz.

II. Liberale Aporien

Etwas anders präsentiert sich das Problem des Realismus im Blick auf den Liberalismus. Zwar lassen sich für den parteipolitischen Liberalismus ganz ähnliche Phänomene der Anpassung diagnostizieren. Eine der bis heute bekanntesten Begründungen einer realpolitischen Wende nahm Ludwig August von Rochau vor, dessen *Grundsätze der Realpolitik* die 1848er zu einem pragmatischen Einlenken auf den Bismarckschen kleindeutschen Einigungskurs animierten.³ Rochau hatte erkannt, dass die unflexible Fixierung auf Prinzipien, der Konstruktivismus einer Verfassungsschöpfung und das fehlende Geschick im Umgang mit dem politischen Gegner ursächlich für das Scheitern des Paulskirchenparlaments gewesen waren. Aus der Niederlage des Liberalismus zog er nun grundsätzliche Schlüsse. Fortan wollte von Rochau jede ideologische Festlegung vermeiden und einer Logik des Faktischen die Bahn brechen. Rochau löst sich – wie viele nach ihm – aus dem normativen Korsett des Liberalismus und liefert eine Begründung der Politik als «Erfahrungswissenschaft», die er im thukydidischen Sinn als «Staatkunst» und «richtige politische Praxis» begreift.

Doch erschöpft sich das Realismuspostulat im Liberalismus nicht in einer Verwässerung liberaler Prämissen – Bürgerfreiheit, Rechtsgleichheit, repräsentative Selbstregierung – und in Konzessionen an herrschenden Machtstrukturen. Eine kontextsensible und pragmatische Realpolitik in Rochaus Sinne ist die eine Seite. Auf der anderen Seite bleibt zu fragen, inwiefern der Liberalismus, dessen Glaube an die Entfaltung der Persönlichkeit, an die Emanzipation des Bürgers aus den Abhängigkeitsverhältnissen der ständischen Gesellschaft und an das freie Spiel der Kräfte, tatsächlich auf zeitenthobenen Überzeugungen beruht, die sich dauerhaft als politisch orientierend, mobilisierend und schließlich auch durchsetzungsfähig erweisen.

Insgesamt ist die perspektivische Abhängigkeit jeder Beurteilung des Liberalismus unschwer zu belegen. Sie variiert nicht nur aufgrund verschiedener Standorte der Beurteilenden, sondern aufgrund der Schwierigkeit, wie der Liberalismus inhaltlich überhaupt einheitlich zu fassen ist. Im Vergleich zu den übrigen seit der sogenannten Sattelzeit entstandenen Ideologien (Konservatismus, Sozialismus, Faschismus) hat er zwar als einzige politische Ideenformation überlebt; seine an Krisen, Wandlungen und Wiederauferstehungen reiche Ideengeschichte ist aber weit davon entfernt, eine kanonische Form auszuprägen. In Anlehnung an Reinhart Koselleck hat Jörn Leonhard in seiner Begriffsgeschichte des Liberalismus schon für das ausgehende 19. Jahrhundert festgestellt, dass der Liberalismus als politisches Deutungsmuster passé sei, weil seine programmatischen Forderungen weder damals noch heute zukunftsweisende Erwartungshorizonte bereitzustellen verstünden, sondern bereits zu historisierbaren Erfahrungshintergründen geworden seien.⁴ Einerseits kommt damit eine westeuropäisch-atlantische Sichtweise zum Ausdruck, die fast im Sinne Francis Fukuyamas ein liberales Ende der Geschichte konstatiert oder – pessimistischer – diagnostiziert, wie gerade die Universalisierung des liberalen Paradigmas ironischerweise dafür sorgt, dass sich der Liberalismus zu Tode siegt.⁵ Andererseits bleibt dieser Befund unbefriedigend, nicht nur weil er einer geschichtsphilosophischen Verzerrung vorarbeitet, sondern weil er auch den semantischen Usancen zu widersprechen scheint; solange in Theorie und Praxis noch darum gestritten wird, wer oder was liberal

4 Jörn Leonhard: *Liberalismus. Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters*, München 2001, S. 567–569.

5 Vgl. dazu kritisch bereits Hans Vorländer: *Hat sich der Liberalismus totgesiegt? Deutungen seines historischen Niedergangs*, in: ders. (Hg.): *Verfall oder Renaissance des Liberalismus. Beiträge zum deutschen und internationalen Liberalismus*, München 1987, S. 9–34.

6 Stephen Holmes: *Passions and Constraint. On the Theory of Liberal Democracy*, Chicago/London 1995.

sei, wäre es unangemessen, den Liberalismus als politisches Deutungsmuster vorzeitig zu verabschieden.

Die Missverständnisse um den Liberalismusbegriff hängen auch mit seinen unterschiedlichen Bezugfeldern zusammen: Begreift man den Liberalismus als Leitvorstellung der «westlichen Demokratie», die die gute Regierung durch repräsentative Körperschaften mit der Gewährung bürgerlicher Freiheitsrechte und Partizipationschancen verbindet sowie den Schutz des Eigentums und den freien Markt garantiert, dann lässt sich seine Krisen- und Erfolgsgeschichte auch als Geschichte einer politischen Idee bis in die Gegenwart fortschreiben. Sie beinhaltet in selbstverständlicher Weise die sozialen Weiterungen, die der Liberalismus seit den Zeiten John Stuart Mills vorgenommen hat. In dieser Perspektive, für die einiges spricht, werden die soziale Demokratie und der Wohlfahrtsstaat nicht als Werke des Teufels und Abschied von der reinen Lehre wahrgenommen, wie der Neoliberalismus suggeriert, sondern als Teil von innerliberalen Reformdebatten inkorporiert, die auf sozialen Wandel reagieren, die Forderungen der Sozialdemokratie programmatisch absorbieren oder sogar davor schon prophylaktisch vorwegnehmen. Stephen Holmes hat eine überzeugende Interpretation vorgelegt, nach der sich aus den Klassikern des liberalen Denkens auch die Ideen der liberalen Demokratie des Wohlfahrtsstaates herleiten lassen. Im Spannungsfeld von Leidenschaften und institutionellen Begrenzungen, von Freiheitsermöglichung und paternalistischen Sicherheitsgarantien sieht Holmes traditionell das liberale Denken angesiedelt, dass eben dadurch, dass es die Hoffnung auf gesellschaftlichen Fortschritt mit der Reflexion der menschlichen Leidenschaften und irrationalen Abgründe, aber auch der Selbstgefährdungen der Demokratie verbindet, realistisch bleibt. Insofern liegt die Stärke des Liberalismus darin, normative Leitlinien zu verfolgen, ohne die Begrenztheiten politischer Gestaltungsmöglichkeiten zu vergessen. In der schlüssigen Lesart von Stephen Holmes handelt es sich beim Liberalismus in Wahrheit um ein Gleichgewichtdenken, das Streben nach Freiheit und sozialer Gerechtigkeit mit Nüchternheit und Skepsis ausbalanciert, weil es um die Notwendigkeit von institutionalisierten Restriktionen und Beschränkungen weiß. Dabei spielte der Staat, wie Holmes zeigt, von jeher eine zivilisierende Rolle im liberalen Denken.⁶

Demgegenüber darf man nicht außer Acht lassen, dass es spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verbreitete Praxis ist, eine Schrumpfform aus Manchesterliberalismus und Nachtwächterstaat-Ideologie als liberale Elementarideologie aufzufassen. Es bedarf keiner ausführlichen Erörterung, dass die ökonomische Verengung des Liberalismus einherging mit der Kritik an seiner fehlenden sozialen Sensibilität. Das Vertrauen auf die «unsichtbare Hand» und die prästabilisierte Harmonie des Wettstreitenden und Gegensätzlichen, die dem liberalen Fortschrittsoptimismus zugrunde lag, musste angesichts konflikt- und nicht selten katastrophenträchtiger Wirklichkeit verfehlt wirken. Aber auch diejenigen, die am politisch-normativen Kern des Liberalismus, an der ihm eingeschriebenen Idee der Selbstverbesserung durch pluralistischen Wettbewerb und Falsifizierbarkeitsvorbehalt und an den Grundsätzen friedlicher, freiheitsermöglichender gesellschaftlicher Kooperation festhielten, sahen sich immer wieder dem Vorwurf der Naivität, eben der Wirklichkeitsferne ausgesetzt.

III. Sieger in der Kritik

Die heftigste Existenzkrise machte das liberale Denken nach dem Ersten Weltkrieg durch. Das war keineswegs absehbar, bedeutete der Sieg des Westens über die Mittelmächte doch zunächst auch den Triumph der liberalen Demokratie über die Autokratie. Woodrow Wilsons 14-Punkte-Plan, die Hoffnung auf den Völkerbund und eine europäische Friedensordnung, die Schöpfung parlamentarisch-demokratischer Verfassungen im Deutschen Reich, in der Republik Österreich oder in der Tschechoslowakei – dies alles schien eine neue Stufe liberaler Entwicklung zu signalisieren, ebenso übrigens wie der Ausbau bürgerlicher Partizipationsrechte in den alten Demokratien des Westens. Doch wurde die tiefe moralische Krise, die aus der Gewalterfahrung des Weltkrieges erwuchs und sich angesichts der angespannten internationalen Lage nach den Pariser Vorortverträgen und angesichts der wirtschaftlichen Turbulenzen weiter verschärfte, alsbald mit dem Liberalismus identifiziert. Zwar hatte der Liberalismus gerade in den krisenanfälligen Staaten wie Deutschland und Italien das politische Szepter keineswegs in der Hand, dennoch meinte man im liberalen Denken das herrschende Paradigma ausmachen zu können,

- 7 Vgl. zur Krise der Zwischenkriegszeit in ideengeschichtlicher Perspektive immer noch Rudolf von Thadden (Hg.): Die Krise des Liberalismus zwischen den Weltkriegen, Göttingen 1978; Karl Dietrich Bracher: Zeit der Ideologien. Eine Geschichte politischen Denkens im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1982, S. 121–267, sowie Mark Mazower: Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2002, S. 17–205.
- 8 Leopold von Wiese: Gibt es noch Liberalismus?, in: Moritz Julius Bonn/Melchior Palyi (Hg.): Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. Neunundzwanzig Beiträge über den Stand der deutschen und ausländischen sozialökonomischen Forschung nach dem Kriege. Festgabe für Lujó Brentano zum 80. Geburtstag, München/Leipzig 1925, Bd. 1, S. 11–29, hier S. 16.
- 9 Vgl. vor allem Leopold von Wiese: Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft, Berlin 1917.
- 10 Dazu passt, dass L.T. Hobhouses kanonisch gewordene Schrift «Liberalismus» (1911) – bis heute – unübersetzt geblieben ist. In den 1920er Jahren kam es – auch dies aussagekräftig – lediglich zu einer deutschen Übertragung seiner Hegelkritik (L.T. Hobhouse: Die metaphysische Staatstheorie, Leipzig 1924).

in dem sich der Entfremdungsschmerz der Moderne, die destruktiven Potenziale ihres Kapitalismus und der beschleunigte Abschied von den haltenden Mächten der Tradition bündelten.⁷

So wurde einerseits alles, was man als gesellschaftlich krisenhafte Realität empfand, mit dem Liberalismus assoziiert – die Härten der sozialen und ökonomischen Umstände, der Individualismus, die Massenkultur. Andererseits hielten die Fürsprecher eines politischen Liberalismus mit einigem Recht daran fest, «daß es [den Liberalismus] praktisch in ausreichendem Maße überhaupt noch nicht gegeben hat, und daß die Gemeinde der Liberalen erst geschaffen und erzogen werden muß».⁸ Was den Soziologen Leopold von Wiese, der diese Zeilen schrieb und schon im Kaiserreich über einen Liberalismus der Zukunft nachgedacht hatte,⁹ beunruhigen musste, war die Tatsache, dass die bewährten liberalen Verheißungen wie «Rechtsstaat», «parlamentarische Demokratie», «Chancengleichheit», «sozialer und ökonomischer Fortschritt» nicht mehr das Monopol einer geteilten Zukunftshoffnung beanspruchen konnten. Während es aus liberaler Perspektive jahrelang um den Ausgleich mit einer zunehmend reformistischen Sozialdemokratie ging, deren führende Theoretiker den Arbeiter eher zum Bürger emanzipieren als eine sozialistische Revolution anzetteln wollten, hatte sich in kurzer Zeit das politische Klima komplett gewandelt. Ganz neue antiliberale und revolutionäre Ideologien hatten die politische Bühne betreten, bevor in Deutschland eine sozialliberale Debatte überhaupt richtig begonnen hatte. Es ist bezeichnend, dass man auf den Spuren von Friedrich Naumanns kathedersozialistischen Positionen die englischen Auseinandersetzungen innerhalb eines «New Liberalism» seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kaum zur Kenntnis genommen hatte.¹⁰

Die parlamentarische Demokratie trug die Erblast eines monarchischen Regimes, das in Deutschland die politisch folgenreichen Entscheidungen de facto der Obersten Heeresleitung überlassen hatte. Liberale beklagten sich mit gutem Grund über die Irrationalität dieser ungerechtfertigten Verantwortungszuschreibung und enthüllten ihren psychologischen Mechanismus: «Wer an der Macht war, ist verantwortlich, und weil er verantwortlich war, muß er gehen. Und wenn diejenigen, die an seine Stelle treten, das Unheil nicht sofort wieder ungeschehen machen, so wird ih-

nen eine doppelte Verantwortung aufgebürdet: die Verantwortung für den Eintritt in die Katastrophe und die Verantwortung für ihre Wirkungen. Wo die Demokratie das Erbe des Weltkrieges angetreten hat, wird sie mit der Verantwortung für seine Folgen belastet», wusste Moritz Julius Bonn, Nationalökonom, Mitbegründer der DDP und einer der profilierten liberalen Publizisten der Weimarer Jahre.¹¹ Es war zum einen die unvermutete Heftigkeit des antiliberalen Ansturms gegen die sicher geglaubten Bastionen einer institutionalisierten parlamentarischen Demokratie, die den Liberalismus in Rechtfertigungsnöte brachte. Zum anderen verlor der Liberalismus als Ideologie des Fortschritts und der Moderne seine soziale Basis und musste erkennen, dass Selbstbestimmung und Freiheit in Zeiten gesellschaftlicher Verunsicherung den Wählern eher Bürde als Verheißung bedeuteten.

Rückblickend schien es «leicht, diese Krise der Freiheit vorherzusehen», wie der ehemalige italienische Ministerpräsident Francesco Nitti schrieb. Sie wurde verursacht durch einen «Bürgerkrieg Europas, der Sieger und Besiegte gleichermaßen erniedrigt hat» und die «Vernichtung moralischer Werte» mit sich brachte.¹² Die geschichtsphilosophische Festigkeit, mit der Benedetto Croce von einer «Religion der Freiheit» sprechen konnte, war erschüttert, und die Glaubensgewissheiten des 19. Jahrhunderts hatten sich verflüchtigt.¹³ Wenn man die Debatte um den Liberalismus in den 1920/30er Jahren europaweit durchmustert, präsentiert sich ein todkranker Patient. Allenthalben, und ganz besonders in Deutschland, stand seine Fortexistenz in Frage; seine Programmatik wirkte ohne Wurzeln in einer politisch-sozialen Wirklichkeit, welche von Interessengegensätzen und ideologischen Konflikten geprägt war, für die es nach dem politischen Reglement der liberalen Demokratie keine Lösungen mehr zu geben schien. Den theoretisch nachhaltigsten Angriff auf die vermeintlich leitenden und überkommenen Prinzipien des liberalen Denkens lancierte bekanntlich Carl Schmitt in seiner Schrift über *Die geistesgeschichtlichen Grundlagen des heutigen Parlamentarismus*, worin er auf virtuose Weise die Ressentiments des Antiliberalismus zu einer Entkopplung der Begriffe von Demokratie und Liberalismus benutzt.¹⁴ Seine Kritik am antidemokratischen, weil durch Repräsentation verwässerten Charakter des Parlamentarismus, seine

- 11 Moritz Julius Bonn: Die Krisis der europäischen Demokratie, München 1925, S. 139f. – Vgl. Jens Hacke: Moritz Julius Bonn – ein vergessener Verteidiger der Vernunft. Zum Liberalismus in der Krise der Zwischenkriegszeit, in: *Mittelweg* 36 (2010), 17. Jg., Heft 6, S. 26–59, sowie ders.: Ein vergessenes Erbe des deutschen Liberalismus. Über Moritz Julius Bonn, in: *Merkur* 65 (2011), S. 1077–1082.
- 12 Francesco Nitti: Bolschewismus, Fascismus und Demokratie, München 1926, S. 13 f.
- 13 So betitelt Croce bekanntlich das programmatische Einleitungskapitel seiner *Geschichte Europas im 19. Jahrhundert*, die 1932 erschien.
- 14 Carl Schmitt: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* (1923), Berlin 1996, 8. Aufl.

- 15 Als prägnante Beispiele vgl. Richard Thoma: Zur Ideologie des Parlamentarismus und der Diktatur, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 53 (1925), S. 212-217; Karl Löwith: Der okkasionelle Dezisionismus von Carl Schmitt (1935), in: ders.: Heidegger - Denker in dürftiger Zeit. Zur Stellung der Philosophie im 20. Jahrhundert (Sämtliche Schriften 8), Stuttgart 1984, S. 32-71.
- 16 Karl Mannheim: Ideologie und Utopie (1929), Frankfurt/M. 1952, 3. Aufl., S. 192.

Gegenüberstellung von Diskussion und Dezision sowie die Attacke gegen den vermeintlichen Vernunft- und Rationalitätsglauben im parlamentarischen Denken machten Eindruck. Zwar waren seine Einwände *en détail* in ihrer Polemik leicht zu entkräften – denn natürlich war auch das Parlament eine lebendige Institution, die keineswegs nur auf zwei Prinzipien (Öffentlichkeit und Diskussion), sondern auf dem Streben nach Mitbestimmung und Interessenvertretung beruhte. Überdies war die Dezision von jeher Bestandteil des Parlamentarismus, nur ging sie von der Mehrheit aus, während Schmitt den bei ihm mythisch aufgeladenen Akt der Entscheidung vorzugsweise einem einzelnen politischen Führer in seiner unbedingten Souveränität überlässt. Schmitts Verzerrungen haben seine klugen Zeitgenossen sofort durchschaut;¹⁵ allerdings zeigt die Wucht dieses polemischen Angriffs, der das zweifellos vorhandene Unbehagen am Parlamentarismus, an der Parteiendemokratie, am Pluralismus und Individualismus, am Rationalismus und Relativismus artikulierte, wie sehr der Liberalismus unter Druck geraten war. Ihm stand ein Zeitgeist entgegen, der auf Einheitsstiftung, Homogenität und Gemeinschaft setzte.

Die Krise des Liberalismus – verursacht durch einen politischen Realitätsschock, der evolutionär-progressive Erwartungen konterkarierte – löste Unruhe aus und verstärkte auch das Bedürfnis nach einer Ideeninventur im liberalen Lager selbst. Nicht nur war es notwendig, die neuen Gegner links und rechts zu analysieren und sich gegen sie zu verteidigen, sondern auch die eigenen Maximen auf den Prüfstand zu stellen. Eine Ideologie, die ganz wesentlich geschichtsphilosophisch grundiert war und ihre Glaubenssätze mit säkularem Heilsvertrauen pflegte, hatte ihre Zukunftsgewissheit eingebüßt. Folgen wir einer zeitgenössischen Wahrnehmung, dann war das liberale Bewusstsein von jeher «viel zu normativ gerichtet [...], um auf das Sein, wie es eben ist, einzugehen».¹⁶ Daran ist schwer zu verleugnen, dass die losen Enden liberaler Theorie ihre bindende Kraft verloren hatten. Es stellte sich die anspruchsvolle Aufgabe, den idealistischen Überschuss des klassischen Liberalismus, der gemeinhin mit der Epoche der bürgerlichen Revolutionen assoziiert wird, mit dem utilitaristisch-pragmatischen Liberalismus in der Tradition der angelsächsischen politischen Ökonomie zu vermitteln. Oder um es pointierter aus-

zudrücken: Es war dem Liberalismus (auch vor dem Krieg) nur unzureichend gelungen, sich zum Sachwalter des bisher Erreichten zu machen und dabei die konkrete soziale Wirklichkeit in den Blick zu bekommen. Es war «der stürmische Glaube an den Institutionalismus und an die weltgestaltende Kraft der Politik und Ökonomie», der Mannheim zufolge den Liberalismus «stets oberhalb der Sozialproblematik» agieren ließ, ohne aufgrund seiner Distanz zum Staat zu erfassen, «was die herrschenden Schichten verabsolutierten: die Bedeutung der Macht und der nackten Gewalt».¹⁷ Der katholische Nationalökonom Götz Briefs kritisierte vor allem die Denkfaulheit und die Bequemlichkeit der dominanten liberalen Wirtschaftstheorie, die die ökonomische und gesellschaftliche Rolle des Staates immer noch nicht begriffen habe und auf den Spuren der klassischen politischen Ökonomie immer noch einem «providentiellen Finalismus» anhinge: «Der Liberalismus ist aus dem Stadium der geglaubten Prophetie in das des Mythos getreten; an der Wirklichkeit entzauberte sich sein mythischer Gehalt, aber ohne Folgen für seine praktischen Formeln.»¹⁸

Mit diesen Defiziten sahen sich liberale Denker konfrontiert, und es erschließt sich dem Beobachter eine neue Perspektive, wenn er die Krisenjahre der Zwischenkriegszeit nicht lediglich aus dem Abgrund des politischen Scheiterns des Liberalismus betrachtet, sondern wenn die Erneuerungs- und Reformdebatten im liberalen Lager als Teil einer politischen Ideengeschichte verstanden werden, die auch über das Zeitalter der Weltkriege hinaus bedeutsam bleibt. Dass die liberalen Stimmen in der Minorität blieben und dass sie bei den Zeitgenossen nur schwer Gehör fanden, ist ihnen schwerlich anzulasten. Das Verharren auf aussichtslosem Posten und die trüben Aussichten, mit liberalen Positionen Anklang zu finden, beförderte allerdings einen Habitus, der bislang untypisch für Liberale war: eine Wende zur Skepsis, die man bei allen Vorbehalten auch mit dem Bemühen um einen Realismus bar jeden utopischen Überschusses identifizieren kann. Moritz Julius Bonn fürchtete, sich für seine Krisenreflexionen den Vorwurf eines «ohnmächtigen Skeptizismus» einzuhandeln¹⁹ – eine Charakterisierung, die angesichts des pragmatisch-praktischen Zugriffs der meisten seiner Interventionen in toto kaum zutreffen dürfte. Dennoch trifft er in seiner Selbsteinschätzung womöglich

17 Ebd., S. 195.

18 Götz Briefs: Die sozial- und wirtschaftsphilosophischen Ideen des kapitalistischen Zeitalters: Der klassische Liberalismus, in: ders. (Hg.): Die Wandlungen der Wirtschaft im kapitalistischen Zeitalter. Ein Sammelwerk der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Berlin 1932, S. 1–35, hier S. 28.

19 Moritz Julius Bonn: Die Krisis der europäischen Demokratie, S. 7.

- 20 Vgl. dazu auch Thomas Hertfelder: «Meteor aus einer anderen Welt». Die Weimarer Republik in der Diskussion des Hilfe-Kreises, in: Andreas Wirsching/Jürgen Eder (Hg.): Vernunftrepublikanismus in der Weimarer Republik. Politik, Literatur, Wissenschaft, Stuttgart 2008, S. 29–55.
- 21 Einen fundierten Überblick gibt Wirsching/Eder (Hg.): Vernunftrepublikanismus.
- 22 Alfred Weber: Die Krise des modernen Staatsgedankens, Stuttgart 1925, S. 138f.
- 23 Alfred Weber: Das Ende der Demokratie?, Berlin 1931, S. 7.

den Grundton eines entzauberten Liberalismus, der sein ideelles Inventar sichtet und dabei ein scharfes Bewusstsein für die gesellschaftliche und politische Situation der Zeit zu erkennen gibt.

IV. Neue Wege

Mit dem Realitätsschock der krisenhaften Nachkriegsszenarien sah sich der deutsche Liberalismus auch theoretisch unter Zugzwang. Die lange Zeit dominante Sonderentwicklung der national-sozialen Linie Friedrich Naumanns war gekennzeichnet durch ihre tiefe Verwurzelung in der Monarchie und ihre protestantisch-kathedersozialistische Tradition. Von dieser Variante des parteipolitischen Liberalismus, wie er etwa von Theodor Heuss und der liberalen Wochenschrift *Die Hilfe* intellektuell vertreten wurde, waren nur bedingt Antworten auf die sozialen und ökonomischen Probleme der Zeit zu erwarten.²⁰ Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, den Niedergang und die Desintegration des liberalen Lagers in der Weimarer Republik noch einmal nachzuzeichnen. Kulturpessimismus, Resignation und autoritäre Anfälligkeit waren im sogenannten Vernunftrepublikanismus weit verbreitet.²¹ Sogar der erklärte linksliberale Alfred Weber sah den Individualismus als erledigt an und plädierte für «eine unegalitäre, ganz moderne Führerdemokratie» – «oligarchische Massenorganisation auf demokratischer Basis».²² Im Jahr 1931 ging Webers Verunsicherung so weit, dass er einer «revolutionistisch aufgemachte[n] konservative[n] Position» – er meinte den Nationalsozialismus – konzidierte, der Wirklichkeit näherzustehen. Denn: «Die Realität hat sich vielmehr von gewissen, starr festgehaltenen, dogmatischen Haltungen, die auf der alten demokratischen Grundlage aufgebaut sind, so weit entfernt, daß eine neue Sicht und von dieser ein neuer Elan notwendig ist, damit diese Position wieder vorwärtstreibend im Geschehen wirken kann.»²³

Unklar bleibt, welchen Gradmesser für Realität – abgesehen vom Maßstab des Wählervotums – Alfred Weber für die Wirklichkeitsangemessenheit einer politischen Position zugrunde legen kann. Auch wenn sich Weber ausdrücklich zur Demokratie, nun vorgestellt als Variante einer «autoritären Demokratie» mit oligarchischen Zügen, bekennt, führt die Hilflosigkeit seiner Argumentation die tiefe Gespaltenheit des Liberalismus vor Augen. Selbst

viele derjenigen Liberalen, die sich von jeher dem Fortschritt verschrieben hatten, konnten sich kaum mehr dem Trend zum Gemeinschaftsdenken und zum Kollektivismus entgegenstemmen. Damit aber war der Kern des liberalen Freiheitsverständnisses berührt: War man nicht mehr in der Lage, Freiheit individuell und personal zu begründen, so musste jede Konzession an eine kollektive Freiheitsvorstellung den Liberalismus seines ideellen Zentrums berauben.²⁴ Diese Einsicht machte Helmuth Plessners *Grenzen der Gemeinschaft* deshalb zu einer liberalen Schlüsselschrift, denn ihm gelang es, im entfremdeten Dasein des modernen Menschen die Freiheitsräume aufzuzeigen, die den Einzelnen vor den Authentizitätszumutungen und den Vereinnahmungen des «sozialen Radikalismus» schützen.²⁵ Abgesehen von Plessners Lob der kultivierenden Äußerlichkeit von Takt, Diplomatie und sozialem Rollenspiel, mit der er eine unzeitgemäße Apologie der modernen Zivilisation vorlegte, stimmte er das liberale Denken aber auch auf den «Abschied von der Utopie der Gewaltlosigkeit und die Pflicht zur Macht» ein. «Mit der Wirklichkeit rechnen heißt mit dem Teufel rechnen», fordert Plessner für ein modernes politisches Denken, das sich auf Führung, Entscheidung und praktische Erwägung verstehen muss, um den mythischen Gemeinschaftsbeschwörungen links wie rechts nicht kampfflos das Feld zu überlassen.²⁶

Plessners Grenzschrift umreißt einige Grundlinien, die für eine realistisch-skeptische Wende des Liberalismus prägend waren: die Bejahung der Gesellschaft um ihrer selbst willen, die Verteidigung liberaler Bürgerlichkeit als entfremdetes und darum befreites Dasein, aber auch die Erfordernis einer wehrhaften liberalen Demokratie und die entschiedene Abgrenzung vom Sozialradikalismus des Bolschewismus und des Faschismus. In der Identifizierung dieser bedrohlichen Zangenbewegung von links und rechts gegen die liberale Demokratie, einhergehend mit einer vergleichenden Analyse dieser neuen politischen Gegner, zeichnete sich zweifelsohne eine Frühform der Totalitarismustheorie ab. Aus eigener Anschauung und Erfahrung hatten Alfred Weber, Moritz Julius Bonn, Helmuth Plessner, Ludwig von Mises oder Hermann Heller ein genaues Sensorium für den virulenten Antiliberalismus dieser neuen Massenbewegungen entwickelt, für ihre Herrschaft der Ge-

24 Vgl. Marcus Llanque: Der Untergang des liberalen Individuums. Zum *fin de siècle* des liberalen Denkens in Weimar, in: Karsten Fischer (Hg.): Neustart des Weltlaufs? Fiktion und Faszination der Zeitwende, Frankfurt/M. 1999, S. 164–183.

25 Helmuth Plessner: Die Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus (1924), Frankfurt/M. 2002.

26 Ebd., S. 126.

27 Hermann Heller: Was bringt uns eine Diktatur? Fascismus und Wirklichkeit (1929), in: ders.: Gesammelte Schriften. Zweiter Band: Recht, Staat, Macht, Tübingen 1992, 2. Aufl., S. 435-442, hier S. 437.

walt, ihr instrumentelles Verhältnis zur Ideologie und ihr Selbstbewusstsein, als avantgardistische Minderheit ihr militantes Vorgehen gegen den politischen Gegner revolutionär zu rechtfertigen. Die Parteinahme für die liberale Demokratie befähigte zur Erkenntnis, «dass, abgesehen von manchen nationalen und sozialen Unterschieden, Fascismus und Bolschewismus Zwillingenbrüder des gleichen politischen Geistes» seien.²⁷

Es gehört zur Tragik des gescheiterten Liberalismus in der Zwischenkriegszeit, keine vernehmbar einheitliche Stimme gefunden zu haben. Seine theoretischen Neuorientierungsversuche wiesen in viele verschiedene Richtungen und nicht selten über ihre Zeit hinaus. Die Aufgabe der Historiographie kann es sein, vor allem das Zeittypische und die exemplarischen Entwicklungen herauszuarbeiten. In dieser Hinsicht sind die Belege für die Selbstaufgabe und die Erosion eines resignierten Liberalismus der Weimarer Jahre überwältigend. Ein theorieinteressierter ideengeschichtlicher Blick auf das liberale Denken der Epoche darf hingegen auch die Bereiche beleuchten, wo Minderheiten gegen die Zeitströme gedacht und auf verlorenem Posten gestritten haben. Auf mehreren Ebenen geriet liberales Denken in Bewegung, nahm Impulse des klassischen Liberalismus neu auf, um sie an eine veränderte gesellschaftliche Wirklichkeit anzupassen.

Zur realistischen Wende des Liberalismus zählte die Einsicht, dass Vernunft und Rationalismus, basierend auf dem besser begründeten Argument, keine verlässliche Währung im politischen Verkehr mehr waren. Liberale Politik hatte fortan mit Massenmobilisierung und einer ganz neuen Dimension der Emotionalisierung von Politik zu rechnen. Das führte nicht selten zur Verzweiflung an der politischen Kultur, die von Affekten, Ressentiments und erbittertem Kampf geprägt waren. Zwar trennten Liberale sich nicht von der Vorstellung, dass die bessere, d.h. normativ, rational und utilitaristisch begründete politische Idee sich am Ende durchsetzen würde. Sie kamen aber nicht umhin, die gesellschaftlichen Bedingungen des neuen politischen Radikalismus in den Blick zu nehmen und sich neu auf den politischen Gegner einzustellen. Dass der parteipolitische Liberalismus nachweislich keine Mittel fand, heißt nicht, dass die Theorie sich wehrlos ergeben hätte. Es ist nur konsequent, dass Karl Loewensteins konzeptio-

neller Entwurf einer «militant democracy», der Vorläufer der wehrhaften Demokratie, am Ende eines selbstkritischen, die Bestände des liberalen Denkens prüfenden Vergewisserungsprozesses stand.²⁸ Denn der Krisendiskurs im Liberalismus zielte auf zweierlei: auf die Abwehr des Gegners und auf «ein positives, konstruktives Programm», das sozialen, gesellschaftspolitischen und ökonomischen Steuerungsmöglichkeiten einen neuen Platz einräumte.²⁹ Selbst Ludwig von Mises, der gemeinhin als wirtschaftsliberaler Purist zu gelten hat, verwendete einige Mühe darauf, die Angewiesenheit der modernen arbeitsteiligen Wirtschaft auf die parlamentarische Demokratie zu betonen und die gesellschaftliche Funktion der Demokratie hochzuschätzen – nicht zuletzt, und das ist kein triviales Argument, weil sie als einzige Verfassungsform «die Anpassung der Regierung an die Wünsche der Regierten ohne gewaltsame Kämpfe ermöglicht».³⁰

Mises bekämpfte freilich eine Gruppe, die in harter Auseinandersetzung mit alten Traditionsbeständen neue Wege suchte: die Vertreter einer sozialliberalen Reform.³¹ Dem nationalökonomischen Sozialliberalismus, der sich vom Kathedersozialismus des Kaiserreichs zu befreien suchte und die Impulse des englischen New Liberalism aufnahm, war daran gelegen, die vermeintliche Deckungsgleichheit von Liberalismus und Kapitalismus aufzuheben. Auch John Maynard Keynes hatte 1926 vom unwiederbringlichen Ende des Laissez-faire gesprochen und erkannt, dass sich der Liberalismus neuen Themen öffnen müsse. Die vielfältigen sozialliberalen Bestrebungen in der Nationalökonomie verabschiedeten – zu Mises' Entsetzen – die Vorstellung von der reinen, eigentumsorientierten liberalen Lehre und bezogen soziale und normative Gesichtspunkte in ihre Programmatik ein. Heinrich Herknerns Appell an Menschen-, Bürger- und Freiheitsrechte aktualisierte das aufklärerische Erbe und verband sich schließlich mit einer Formel, die einen sozialpolitischen Umschwung signalisierte: «Die Politik muß humanisiert und ethisiert werden, [sie muss] die Anerkennung der Menschenwürde nach innen und die gegenseitige Rücksicht auf Lebensnotwendigkeiten nach außen in sich aufnehmen können.»³²

Die Suchbewegungen, die aus einer Abkehr von der reinen Lehre resultierten, führten allerdings in ganz verschiedene Rich-

28 Karl Loewenstein: *Militant Democracy and Fundamental Rights (I + II)*, in: *American Political Science Review* 31 (1937), S. 417–432, 638–658.

29 Siehe dazu auch Heinrich Herkner: *Sozialpolitischer Liberalismus*, in: Moritz Julius Bonn/Melchior Palyi (Hg.): *Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. Neunundzwanzig Beiträge über den Stand der deutschen und ausländischen sozialökonomischen Forschung nach dem Kriege. Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag*, München/Leipzig 1925, Bd. 1, S. 31–52, hier S. 47.

30 Ludwig von Mises: *Liberalismus*, Jena 1927, S. 37.

31 Vgl. die harsche Kritik von Ludwig von Mises: *Sozialliberalismus*, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 81 (1926), S. 242–278.

32 Herkner: *Sozialpolitischer Liberalismus*, S. 42.

- 33 Vgl. Eduard Heimann: *Soziale Theorie des Kapitalismus. Theorie der Sozialpolitik*, Tübingen 1929. Zu Oppenheimer siehe vor allem Roman Köster: *Die Wissenschaft der Außenseiter. Die Krise der Nationalökonomie in der Weimarer Republik*, Göttingen 2011, S. 206–214.
- 34 Hermann Heller: *Politische Demokratie und soziale Homogenität (1928)*, in: ders., *Gesammelte Schriften. Zweiter Band: Recht, Staat, Macht*, Tübingen 1992, 2. Aufl., S. 421–433, hier S. 428.

tungen. Sie präformierten etwa eine ordoliberalen Position, die den Staat zum Hüter der ökonomischen Entwicklung machte; dabei verloren die Vordenker einer solchen zum Etatismus neigenden Position nicht selten den Kontakt zum politisch-normativen Kern der liberalen Idee – und sympathisierten mit autoritären Vorstellungen, die eine Suprematie des Staates über die Wirtschaft visionierten. Andere suchten nach einem vom sozialen Gedanken inspirierten «dritten Weg»; dazu zählten auf nationalökonomischem Gebiet Eduard Heimanns *Soziale Theorie des Kapitalismus* oder Franz Oppenheimers Vorstellungen von einem liberalen Sozialismus, die im Kontext einer kritischen liberalen Selbstreflexion zu verorten sind.³³ Inwiefern diese Form eines «messianischen Liberalismus» (Dieter Haselbach) noch als realistische Wende im liberalen Denken verstanden werden kann, hängt davon ab, ob man bereit ist, dieses Denken als Reaktion auf eine krisenhafte Wirklichkeit zu begreifen, der nach Einschätzung der meisten Zeitgenossen nicht mehr mit alter Orthodoxie zu begegnen war.

Es war das Manko, dass die Reformdiskurse in Nationalökonomie, Staatsrecht und politischer Theorie zumeist unverbunden nebeneinander liefen und eben nicht den umfassenden Anspruch einer liberalen Deutungshoheit genügen konnten, zumal sich nur die wenigsten nominell – angefangen bei den Parteien bis hin zu den Intellektuellen – mit der Sache des Liberalismus identifizieren wollten. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass die vielfältigen Bemühungen, die liberale Idee zu revitalisieren, über das temporäre Scheitern des Liberalismus hinausweisen. Auch Hermann Heller zählt mit seinem Plädoyer für eine soziologische und ethische Neuperspektivierung der Staatslehre, für den sozialen Rechtsstaat mit bürgerlichen Bindungen und mit seiner Problematisierung einer «sozialen Homogenität», die in «relative[r] Angeglihenheit des gesellschaftlichen Bewußtseins [...] ungeheure Spannungsgegensätze in sich verarbeiten, ungeheure religiöse, politische, ökonomische und sonstige Antagonismen verdauen [kann]»³⁴, zum Ideenkreis des Sozialliberalismus. Seine erbitterte Auseinandersetzung mit Hans Kelsens positivistischer «reiner Rechtslehre» überdeckt, dass wir es aus heutiger Sicht nur mit zwei verschiedenen Begründungsvarianten der liberalen Demokratie zu tun haben, die erst nach 1945 ihre nachhaltige Wirkung entfalteten.

V. Perspektiven aus der Erfahrung des Scheiterns

Vielfältige Friktionen im liberalen Lager erzwangen eine Wende zur Wirklichkeit. Die Spaltung zwischen Wirtschaftsliberalen und Sozialliberalen, die Konflikte zwischen einem kosmopolitisch orientierten und einem auf das nationale Interesse ausgerichteten Liberalismus, der Graben zwischen einer konsequent untergangsbereiten demokratischen Haltung, die im Sinne Kelsens ihre Niederlage akzeptieren muss, wenn sie ihre Prinzipien wahren will, oder einem wehrhaften Republikanismus Hermann Hellers, der bekanntermaßen die Studenten aufforderte, die Republik notfalls mit der Waffe in der Hand zu verteidigen – diese Frontlinien waren schwer zu begradigen, zumal in einer Situation, in der die offen verfassungsfeindlichen Kräfte immer stärker wurden. Eine solche Erfahrung der Unvereinbarkeit von theoretischen Positionen, die mit letzter Konsequenz gehalten wurden, beförderte den Abschied von der Vorstellung, dass eine geschlossene liberale politische Theorie, wie sie als Anspruch durch die Publikationen der Weimarer Jahre geistert, überhaupt möglich oder gar erstrebenswert sei.

Es ist eine mittlerweile triviale Erkenntnis, dass die geistige Situation der Jahre nach 1945, insbesondere was ihre Rekurrenzen auf die liberalen Ideen anbelangt, maßgeblich von den teilweise verschütteten Diskursen der Zwischenkriegszeit zehrte. An manches wurde wieder angeknüpft, manches nahm den Weg über die Emigration in die USA und die anschließende Remigration, nicht selten modifizierte Liberale ihren ideellen Rigorismus der Weimarer Zeit im Lichte eigener Lern- oder Ernüchterungserfahrungen, wie das Beispiel der Ordoliberalen eindrücklich zeigt. Paradoxerweise rettete sich der Liberalismus aus dem Overkill der theoretischen Überfrachtung in eine Elementarform neuer Einfachheit. Für eine gewisse Zeit, begünstigt von der übersichtlichen ideologischen Konstellation des Kalten Krieges, reichte ein Set von grundsätzlichen normativen Werten zur Selbstbehauptung. Liberale legten fortan Wert auf die Tugend der Skepsis, auf eine post-utopische Haltung und, um die Formel des theorieskeptischen Freiheitstheoretikers *par excellence* Isaiah Berlin zu zitieren, auf «Wirklichkeitssinn». Berlin verpflichtete den Liberalismus gewissermaßen auf einen situativen Eklektizismus, der auf historische

- 35 Isaiah Berlin: Wirklichkeits-
sinn (1953), in: ders.:
Wirklichkeitssinn. Ideenge-
schichtliche Untersuchungen,
Berlin 1998, S. 31–90, hier
S. 55.
- 36 Isaiah Berlin: Realismus in der
Politik (1954), in: ders.: Die
Macht der Ideen, Berlin 2006,
S. 235–248, hier S. 241.
- 37 Ebd., S. 236.
- 38 Judith Shklar: After Utopia.
The Decline of Political Faith
(1957), Princeton 1969, 2nd
Edition, S. 269, 272 f.
- 39 Richard Rorty: Kontingenz,
Ironie und Solidarität,
Frankfurt/M. 1992.

Erfahrung, institutionelle Gegebenheiten und einige Grundwerte zurückgreift. Dass der Denker der negativen Freiheit und Kritiker jedes utopiebefeuerten Kollektivismus zu einem der repräsentativen Cold War Liberals werden konnte, birgt durchaus eine innere Logik. Aus der Erkenntnis, dass es «keinen archimedischen Punkt außerhalb unserer Wirklichkeit» gebe,³⁵ leitete er den weitgehenden Verzicht auf die systematisierende politische Theorie insgesamt ab, denn «irgendetwas lief immer schief. Die Ereignisse stellten sich nie so ein, wie die Experten so entschieden geglaubt und immer wieder vorausgesagt hatten.»³⁶ Zwar wies Berlin die Vorstellung, wonach Grausames und Unerfreuliches größere Chancen habe, «wahr oder ‹real› zu sein», als Form eines «sardonischen (oder wilden) Pessimismus» zurück, fand jedoch «auch ein Körnchen Wahrheit in der ‹ungemütlichen› Einstellung» – mit ihr ließ sich ein naiver Fortschrittsoptimismus, mit dem das liberale Denken lange Zeit identifiziert worden war, zurechtstutzen.³⁷

Berlins liberale Skepsis hatte ihre Funktion vor allem in einer ideologischen Selbstbehauptung, die zur Konstellation der Totalitarismuserfahrung und des Kalten Krieges gehörte und den westlichen Status quo verteidigte. Der Rückgriff auf einen skeptischen Realismus konnte aber auch das Potenzial zur Erneuerung beinhalten und gewachsener moralischer Sensibilität Ausdruck verleihen. Im Jahr 1957 beklagte Judith Shklar eine konservative Verengung des Liberalismus: «For a liberal to become nothing but a defender of the existing or past state of affairs is fatal.» Sie plädierte indessen für ein neues Konzept von politischer Gerechtigkeit, das durchaus mit moralischem Imperativ den liberalen Westen zur Selbstkritik befähigt. «A reasoned skepticism is consequently the sanest attitude for the Present. For even scepticism is politically sounder and empirically more justifiable than cultural despair and fatalism.»³⁸ Shklar begründete damit in den 1950er Jahren eine linksliberale Haltung, die die Skepsis gegenüber theoretischen Großentwürfen mit dem Anliegen sozialer Gerechtigkeit vereinte. Diesen «Liberalism of Fear» nahm Richard Rorty später auf, um ihn gegen die neuen liberalen Großtheorien zu verteidigen, mit denen Rawls und Habermas reüssieren.³⁹ Es mag sich herausstellen, dass das gehegte pluralistische Selbstgespräch zwischen Cold War Liberals, Gerechtigkeits- und Diskurstheo-

retikern sowie linksliberalen Skeptikern das Phänomen einer epochenspezifischen Übersichtlichkeit war, in der ein liberaler Common sense zum geteilten Überzeugungsraum gehörte. Möglicherweise rücken die liberalen Krisenerfahrungen (und die Diskurse der Zwischenkriegszeit) in dem Augenblick näher, da ein euro-atlantischer Zentrismus zunehmend marginalisiert scheint, da die kapitalistische Wirtschaftsform instabiler wird, die Projekte supranationaler Integration vom Scheitern bedroht sind und die normative Option der westlichen Demokratie weltweit an Strahlkraft verliert.

In dieser Optik wirkt das liberale Pathos, zu dem auch ein skeptischer Ironiker wie Moritz Julius Bonn fähig war, mit einem Mal gar nicht mehr so fremd, wenn er über die Lage des Liberalismus 1926 schrieb: «Denn immer wieder, wenn er müde von der Bühne abtreten möchte, werden ihm die Angriffe seiner Gegner neues Leben schenken. Erst dann wird er endgültig vom Schauplatz verschwinden, wenn die Ziele erreicht sind, für die er sich eingesetzt hat, wenn das Reich der Freiheit und Gerechtigkeit auf Erden verwirklicht ist. Solange es große und kleine Mussolinis gibt, solange Diktatoren gesucht und angeboten werden, so lange wird der Liberalismus leben. Denn er lebt durch den Kampf gegen die Gewalt; nur am Siege der Freiheit kann er sterben. Ich fürchte, es wird noch lange dauern, bis er sein «nunc dimittis» sagen darf.»⁴⁰

40 Moritz Julius Bonn: Die Zukunft des deutschen Liberalismus, in: Europäische Revue 2 (1926), S. 260–268, hier S. 268.